

und Untergang“ (411–459) thematisiert zunächst Neros Griechenlandreise und seine „verstörende Rückkehr“ nach Neapel und Rom. Im letzten Drittel geht es schnellen Schritten um die Erhebung von Vindex und Galba, die den Kaiser letztlich zu Fall brachte. Die Biographie schließt mit einem größtenteils ereignisgeschichtlichen Epilog (460–475), der die sich überschlagenden Entwicklungen und Brüche des Ersten Vierkaiserjahrs darstellt. Am Ende problematisiert Bätz die Frage, was von Nero und seiner Regierung blieb. Er verweist zum einen abermals auf die tendenziöse Überlieferung, die die Meinung in der Bevölkerung nur asymmetrisch abbildete (die langfristige Deutungshoheit lag nun einmal per naturam bei den schreibenden Eliten und nicht bei Händlern, Handwerkern, Tagelöhnern oder in der Gosse), zum anderen auf den Filter der flavischen Propaganda. Dem Auftreten mehrerer Pseudo-Nerones bis zum Ende des ersten Jahrhunderts zum Trotz bleibt zu konstatieren, dass sich die musischen Visionen des Kaisers für den Prinzipat in keiner Weise erhielten.

„Nero: Wahnsinn und Wirklichkeit“ wird das Rad für die Spezialistinnen und Spezialisten nicht neu erfinden – das ist aber auch nicht der Anspruch der Biographie. Es ermöglicht jedoch einen sehr gut lesbaren und gründlichen Einstieg in die Materie auf dem Stand der Forschung. Aber was noch viel wichtiger ist: Durch akribische Quellenkritik und umfangreiche Kontextualisierungen gelingt es Bätz, den Mythos des wahnsinnigen Kaisers auch für althistorisch interessierte Laien zu entzaubern und dürfte dazu beitragen, dass der tyrannische Glanzlack, mit dem das populäre Nero-Bild überzogen ist, an vielen Stellen abzublättern beginnt. Dem Interesse an der Bestie wird das jedoch keinen Abbruch tun.

ADRIAN S. ERBEN

*Hengelbrock, M (Hrsg.) (2023), Minerva am Theaterwall. Vorträge am Alten Gymnasium Oldenburg. Band 1, Geschichte und Politik, Isensee Florian, 240 S. EUR 22,- (ISBN: 978-3730820018).*

Seit 2008 hat das Alte Gymnasium in Oldenburg regelmäßig zunächst Altertumswissenschaftler gebeten, Ergebnisse ihrer Forschungen an der Universität vorzustellen. In den 15 Jahren bis 2023 haben 45 Veranstaltungen stattgefunden. Anfangs haben meist drei Termine pro Jahr ein Publikum über die Stadtgrenzen hinaus angezogen. Die Corona-Pandemie hat diesen bemerkenswerten Erfolg zwar unterbrochen, keineswegs aber beenden können. Im Gegenteil: Die Annalen des Jahres 2023 verzeichnen insgesamt zwölf Vorträge. Der neue Elan zeigt sich nicht nur in der gesteigerten Frequenz. Auch das Spektrum der Themen hat sich mit dem Wiederbeginn über die Antike hinaus erweitert. Außerdem hat man sich dazu entschlossen, viele der Beiträge in (zunächst?) drei Bänden zu publizieren. Weitere sind andernorts bereits erschienen. Der erste – hier zu besprechende – Band umfasst unter der Überschrift „Geschichte und Politik“ acht Beiträge zu Themen aus der Zeit der römischen Republik; der Neuanfang der Vortragsreihe im Jahr 2023 ist durch Überlegungen dazu, was die Republik von Weimar heute lehre, ebenfalls bereits dokumentiert. Band zwei über „Philosophie und Literatur“ soll in Kürze folgen.

Die Reihe trägt den Titel „Minerva am Theaterwall“ nicht nur nach der Adresse der verantwortlichen Schule. Sicher bewusst wird vielmehr auch an das Theater als Ort erinnert, den die Bühne des klassischen Athen durch Unterhaltung und Reflexion gleichermaßen als Stätte der Bildung etabliert hat. „Minerva“ spielt auf eine 1927 geschaffene Terrakottastatue Adolf Georg Niesmanns an, die nach

der Überzeugung Matthias Hengelbrocks als des *spiritus rector* der Veranstaltungen über dem ehemaligen Eingang des Anbaus der Schule mit „Helm, Brustpanzer, Eule und Lorbeerzweig (...) zu Schutz und Bildung der ihr anvertrauten Gymnasiasten“ beiträgt (7) und diese Rolle gewiss auch als Abbildung auf dem Umschlag spielen soll. Hengelbrock verbindet die Latinisierung von Niesmanns „Athena“ mit dem Befund, dass „Griechisch (...) leider auch in Oldenburg massiv an Bedeutung verloren“ (ebd.) habe. Aber das Zugeständnis an den zeitgenössischen Sprachgebrauch, wonach die Göttin „heute meist auf Lateinisch Minerva genannt“ (ebd.) werde, kann man auch positiv als didaktische Adaption *ad usum delphini* deuten und rechtfertigen, weil damit anders als beim Dauphin weder Prüderie noch Zensur verbunden sind.

Die Initiatoren bezeichnen die Beiträge als Brückenschlag „zwischen Schule und Universität“. Da der Bildungsauftrag der Schule das Primäre ist, zeichnen sich die Beiträge durch einen Aktualitätsbezug in der Weise aus, dass sie Diskussionen unserer Zeit häufig explizit aufgreifen und zumindest implizit vor dem Hintergrund von und durch den Vergleich mit dem Altertum bereichern können: Es geht um Verhalten und Haltungen in tragischer Verstrickung, um aufrechten Gang und Heldentum, um Macht, um Krise und um Populismus.

Die Vorträge sind in der Reihenfolge abgedruckt, in der sie gehalten wurden, wohl keine ideale Lösung, weil inhaltlich Zusammengehöriges so getrennt wird. Der älteste Beitrag stammt aus dem Jahr 2009 und bildet wie die anderen auch das ab, „was seinerzeit vorgetragen wurde“. Trotzdem sind sie alle deswegen nicht veraltet, weil die Problematiken zwar aktuell, aber nicht tagesaktuell sind und weil die „Literaturhinweise

(...) gelegentlich aktualisiert“ (8) wurden. Der Gang der Forschung und ihre Kontroversen werden zwar immer wieder angesprochen, aber nirgends geht es darum, nun eine eigene neue These zu entwickeln und zu verteidigen. Es ist deutlich, dass alle Autoren aus einem weiten Fundus schöpfend ihre Sicht auf die gewählten Fragestellungen darlegen. Oft gewinnt man den Eindruck, an ihren Vorlesungen teilzunehmen. Dem Ziel „noch mehr Schüler und Lehrer einerseits bei ihrer Abiturvorbereitung zu unterstützen, andererseits für Themen zu begeistern, deren Relevanz nicht in einer Reifeprüfung, sondern im Leben selbst zu finden ist“ (8), werden sie damit durchaus gerecht; vielleicht sind sie sogar eine Einladung, die vertretenen Fächer an der Universität auch dann nicht aus dem Auge zu verlieren, wenn man sie nicht selbst studiert hat oder studieren will.

Den Reigen der Beiträge eröffnet das ambitionierte Vorhaben des Münchener Latinisten Wilfried Stroh, Ciceros Kampf gegen Antonius als eine Tragödie in fünf Akten zu fassen (9-37), denn die „letzten Jahre Ciceros sind von einer Dramatik, wie kein tragischer Dichter sie packender erfinden könnte.“ Der Blick ruht auf Cicero, der aber nicht nur als Akteur, sondern auch mit seinen Reflexionen und als produktiver Autor erscheint. Obwohl die Attentäter gegen Cäsar seinen Namen als Symbol für die gegen den Tyrannen gewonnene Freiheit ausrufen, kehrt der Genannte – im „Präludium“ erst nach einigem Zögern auf die Bühne des Geschehens zurück: „Wie der zweite Akt in Wagners Tannhäuser endet dieser Akt mit dem Ruf: Auf nach Rom!“ Auch die weitere Darstellung – 2. Akt: Zuspitzung des Konfliktes; 3. Akt: Mit Demosthenes gegen den Staatsfeind als „Höhepunkt vor dem tragischen Absturz“; 4. Akt: Die Peripetie; 5. Akt: Der Rest ist Schweigen – fasziniert in ihrer

Gestaltungskraft, durch ihre überraschenden Assoziationen und ihren Gedankenreichtum. Die Betrachtung schöpft aus einer langjährigen, im Anhang nachgewiesenen Beschäftigung mit den einschlägigen Texten.

Althistorische Diskussionen dieser wichtigen Eskalationsphase am Ende der Krise der Römischen Republik allerdings bleiben ausgeblendet: Ulrich Gotter, dessen Dissertation neben der persönlichen Betroffenheit Ciceros vor allem strukturelle Fragen genau dieses Zeitraums behandelt,<sup>1</sup> hat keine erkennbaren Spuren hinterlassen. Gotters Name erscheint im vom Herausgeber erstellten Literaturverzeichnis nur neben anderen Autoren von „kurzweiligen Essays“ in der von Karl-Joachim Hölkeskamp und Elke Stein-Hölkeskamp veranstalteten Musterung von bedeutsamen Gestalten „Von Romulus zu Augustus“ mit einem Beitrag über „Marcus Iunius Brutus – oder: die Nemesis des Namens.“<sup>2</sup> In der Literaturliste vermisst man auch Christian Habichts mutige Neubewertung des nicht nur von Theodor Mommsen als „als Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht“ gescholtenen Cicero. Statt des Zaubers eines tragischen Helden führt Habicht einen in seinen Schwächen und trotz seines Scheiterns gleichwohl in vielerlei Hinsicht beachtlichen Politiker gerade unter und nach Caesar „Zwischen Freiheit und Unfreiheit“ vor und erhellt dafür systematisch die handlungsleitenden und -hemmenden Umstände ebenso wie die Besonderheit der Quellenlage. Als *poeta doctus* vermag Stroh mit „forcierter Begeisterung“ (Klaus Bringmann) zu faszinieren, wenn man ihm zugesteht, dass die *doctrina* sich hier in engen Bahnen einer Philologie bewegt, die hinter den Traditionen des Faches zurückbleibt. Nicht nur die Thematik von Ciceros Kampf als Drama erinnert an den Professorenroman des

19. Jahrhunderts, sondern sogar die Konzeption der Tragik ist mit der von Felix Dahn verwandt. Allerdings erlaubt sich Stroh keinerlei absichtliche Veränderungen im Hinblick auf die Chronologie und die beteiligten Akteure. Vielleicht eignet sich dieser Text in dieser eigenwilligen Formung sogar für eine mit dem Deutschunterricht gemeinsame Einheit.

Der Bielefelder Althistoriker Uwe Walter hat gleich doppelt zu „Minerva am Theaterwall“ beigetragen. Durch fachdidaktische Ausbildung, schulische Erfahrung sowie die langjährige Tätigkeit als Feuilletonist geprägt, vermag er seine wissenschaftliche Expertise auf dem Feld von antiker Geschichtsschreibung und Geschichtskultur mit wachem Blick auf gegenwärtige Bezüge auf den Punkt zu bringen. Offensichtlich ist es ihm ein Anliegen, den Stand der althistorischen Debatte für die Lehre an Schulen zu erschließen.

Unter dem Titel „Der schwierige aufrechte Gang“ nimmt er sich „Prinzipat und Freiheit im Geschichtswerk des Tacitus“ vor (37-59). Dessen Werk sei lesenswert, weil der Autor wie Wolf Biermann das Verstummen von Seinesgleichen in Zeiten der Repression thematisiere (38-40). Ein solcher Vergleich führt Walter aber nicht zu vorschnellen Parallelisierungen, weil er in Anknüpfung an die Forschungen vor allem von Ronald Syme, Jochen Bleicken und Egon Flaig nie die Bedingungen der Zeitgebundenheit des Tacitus und dessen sozial, kulturell und persönlich definierten Standpunkt aus dem Auge verliert, wenn er am Beispiel dieses römischen Senators das Ringen um innere Freiheit herstellt. Das Bemühen um *libertas* zielt weniger auf Herrschaftsbeteiligung als auf ein Verhalten, das zwischen uneingeschränkter Anpassung und Totalverweigerung die Möglichkeit einer angemessenen Haltung (*virtus*) erkenne

und verwirkliche. Der Beitrag des römischen Geschichtsschreibers – und unausgesprochen auch der Gewinn des modernen Lesers und Vermittlers – besteht darin, über solche Chancen zu reflektieren und diese Reflexion im Urteil über Akteure der Vergangenheit zu vertiefen. Tacitus habe das exemplarisch mit einer Biographie seines Schwiegervaters Agricola vorgeführt. Walter präsentiert Handlungs- und Vorstellungsrahmen, lässt einschlägige Passagen aus den Werken des Tacitus mit Übersetzung zu Wort kommen und ergänzt seinen Vortrag um Hinweis auf geeignete Textausgaben und Empfehlungen „Zum Weiterlesen“.

In seinem zweiten Beitrag widmet sich Walter unter dem mit Fragezeichen versehenen Titel „Eine Zeit für Helden?“ einer Auswahl von „Titus Livius' Geschichten aus dem frühen Rom“ (147-174). Dieser ist zugleich ein eindrucksvolles Zeugnis dafür, dass eine Brücke zwischen Schule und Universität keine Einbahnstraße ist: Walter bedankt sich ausdrücklich bei seinem „verehrten Griechischlehrer“ Gert Schmitt, der zugleich als früher Vorreiter Livius' Frauengestalten in seiner Dissertation untersucht habe. An diesem und weiteren Beispielen erläutert Walter die Besonderheit römischer Geschichtsmymen, bei denen es – wie Autor und Publikum wussten – nicht um korrekte historische Überlieferung, sondern darum gegangen sei, für die Stabilisierung der politisch-sozialen Ordnung kulturell einen festen Grund zu legen: Solche Geschichten bei Livius seien insofern wahr, als „dass sich die Römer in ihnen wiedererkannt haben“ (153). Seit der Renaissance habe man die Geschichtsbilder auch in den ersten Büchern wegen ihres politischen Gehaltes geschätzt (Machiavelli), sie in der Forschung des 19. Jahrhunderts wegen der offensichtlichen geringen Brauchbarkeit für eine kritische Rekonstruktion

der römischen Frühgeschichte quellenkritisch abgewertet, später die kunstvolle Darstellung römischer Werte wieder höher geachtet und sie neuerdings auch als Anstoß für ein Nachdenken darüber erkannt, wie eine ungewisse Vergangenheit vergegenwärtigt werden kann. Vor dem Panorama solcher jeweils für sich plausibler Perspektiven zieht Walter den Schluss, dass die Texte wenig für ein modernes wissenschaftliches Verständnis des frühen Rom ergäben, aber in der Epoche ihrer Entstehung den Zeitgenossen einen Schatz nicht aufgebaren Wissens zur Verfügung gestellt hätten. Solche Analysen münden abschließend in „großes Kino“, wenn die Hinrichtung des Manlius Torquatus (Liv. 8,6,14-8,2) als Beispiel moralisch reflektierender Dramatisierung am Text (mit Übersetzung und Erläuterungen) und durch die Betrachtung von (jeweils abgebildeten) Kupferstichen aus dem 16. und aus dem 19. Jahrhundert in der Rezeption vorgeführt wird.

Auch der Oldenburger Althistoriker Michael Sommer, der wie Uwe Walter mit zwei Beiträgen vertreten ist, wählt für seine erste Arbeit mit Cincinnatus ein verwandtes wirkmächtiges Thema des Livius: „Die Helden des Livius. Oder: Wie Cincinnatus die römische Republik rettete“ (91-114). Cincinnatus sei als Namensgeber zunächst der „Society of Cincinnati“, dann der Stadt Cincinnati als Symbol für den Gewinn der Freiheit verstanden worden. Sommer betont vor dem Hintergrund einer knappen Skizze der aktuellen Vorstellung von der Frühgeschichte einer instabilen römischen Republik, dass Livius' Darstellung voller Anachronismen und Versatzstücken aus unterschiedlichen Zusammenhängen nicht als Wiedergabe einer realen Vergangenheit, sondern als kunstvoll gestaltete Exemplifikation römischer moralischer Werte zu verstehen sei. In Anknüpfung an die Analyse

von Erich Burck, der diese Version als Synthese zwischen annalistischem Schema und tragischer Geschichtsschreibung beschrieben habe, und durch einen kontrastierenden Vergleich der hier auf wenige handelnde Personen reduzierten Handlung mit der in viele Einzelheiten aufgelösten Schilderung bei Dionysios von Halikarnassos werde als Gegenstück zum Forum Augusti ein makellooses Monument römischer *virtus* erkennbar. Während aber das Bildprogramm des Kaisers die Wiederkehr verlorener alter Moral inszeniere, deuteten sich bei Livius Zweifel an. Sommer erleichtert den Zugang zu und die Auseinandersetzung mit seiner gedankenreichen Deutung mit einem nützlichen Anhang, der den Text des Dionysios, Zeittafeln zur Geschichte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts und zur Erfahrungswelt des Livius sowie wichtige Literatur zu aktuellen Vorstellungen von der frühen römischen Republik und zur livianischen Historiographie enthält.

Im zweiten Beitrag spannt Sommer ebenfalls einen weiten Bogen von antiken zu modernen Verhältnissen: „*Vox populi, vox Dei*. Der Populismus und sein Verhältnis zur Demokratie“ (175-200). Populismus als Gegenstand seiner Analyse fasst er mit Dahrendorf als „bewussten Versuch der Vereinfachung von Problemen“ zur Gewinnung von Zustimmung. Ziel seiner Überlegungen soll es sein, die Erfahrungen der Antike als Fundus von Idealtypen zur Diskussion von Begriffen der Gegenwart zu verdeutlichen. Dafür zeichnet Sommer zunächst die politische Entwicklung vom frühen Griechenland bis hin zur Ausbildung der Rolle des populistisch agierenden Demagogen nach, der individualisierte Willensentscheidungen für sich habe gewinnen wollen. In Rom hingegen sei Politik nur innerhalb einer politischen Elite erörtert worden, die sich allerdings dem Volk

gegenüber jovial habe zeigen müssen. Aus diesem Kartell sei erstmals aus kontingenten Gründen Ti. Gracchus ausgebrochen, als er politische Agenda öffentlich formulierte. Damit sei er zum Vorbild geworden und habe zugleich die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass sachgerechte Politik immer weniger möglich wurde. So sei das Machtkartell der Elite zerbrochen und Augustus habe sich die Alleinherrschaft sichern können. Sommer konstatiert, dass Bürger des demokratischen Athen das politische System des modernen Deutschland für eine Oligarchie gehalten hätten, das (in Anlehnung an Entscheidungen der Gründer der Vereinigten Staaten) gegen Demagogie konzipiert sei. Aber unter den Bedingungen der Moderne könne ein erfolgreicher Politiker, wie schon Max Weber erkannt habe, nicht Nicht-Populist sein. Wenn auch die Verfassungskonstruktion der Bundesrepublik demagogische Möglichkeiten begrenze, fehle ihr das scharfe Schwert der Elitenkontrolle, das Athen mit dem Ostrakismos geführt habe. Der moderne Populismus solle als Schmerzensschrei gegenüber dem Gebaren einer Elite gehört werden. Ein ausführliches Literaturverzeichnis macht transparent, auf welche geschichts- und politikwissenschaftlichen Arbeiten Sommer Darstellung und Plädoyer stützt. Man muss seinen fachlichen und wertenden Entscheidungen nicht überall folgen, um gleichwohl aus dem pointiert formulierten Beitrag reiche Anregungen auch für den Unterricht in verschiedenen Fächern schöpfen zu können. Sommer ist eben nicht nur ein äußerst produktiver Historiker, sondern auch ein erfahrener Feuilletonist, der bewusst zuspitzt und damit auch angreifbar wird und werden will.

Mit dem Berliner Althistoriker Ernst Baltrusch kommt ein Experte zu Wort, der sich in seiner Dissertation mit den republikanischen

*mores* beschäftigt hat.<sup>5</sup> Hier geht er nun von der 2011 noch virulenten Finanzkrise aus unter der Überschrift „Habgier und Herrschsucht: Die Quelle aller Übel“ der Frage nach, ob „Sallusts Deutung der römischen Geschichte“ als eine zutreffende Analyse von der Gegenwart des Historikers gelten könne (61-90). Dieser hatte nach dem Wegfall ernst zu nehmender äußerer Gegner (*metus hostilis*) einen tiefgreifenden Sittenverfall konstatiert. Dem geht eine kurze Vorstellung des Autors und eine etwas ausführlichere Rezeptionsgeschichte voraus. Baltrusch verteidigt Sallust in seinem Anliegen, in Geschichtsschreibung allgemeingültige Wahrheiten zur Anschauung bringen zu wollen. Es sei beachtlich, dass dieser in einer unübersichtlichen Gegenwart Krisenphänomene ohne einseitige Parteinahme als dialektische Wechselwirkung zwischen Machtgewinn und Moralverlust verstehen wolle. Die Akteure hätten es mit strukturellen Veränderungen zu tun gehabt, seien diesen aber nicht einfach ausgeliefert gewesen. Die Deutung des Historikers greife reflektiert Vorstellungen der antiken historiographischen Tradition ebenso auf wie Elemente einer Geschichtsphilosophie. Seine *metus hostilis*-Theorie könne sich auf historische Erfahrung berufen. Gegen eine moderne Überheblichkeit, die nur die strukturgeschichtlichen Defizite registriere, sei zu betonen, dass Sallust eine gut begründete moralisch-persönliche Wertung vorgelegt habe. Diese sei schon deswegen nicht grundsätzlich abwegig, weil auch ein Politiker unserer Zeit wie Wolfgang Schäuble ganz ebenso in ungezügelter Maßlosigkeit erhebliche politische Gefahren erkannt habe.

Wie in den Beiträgen von Walter und Sommer wird auch hier die antike Historiographie nicht nur als problematische Quelle für geschichtswissenschaftliche Arbeit angesehen, die sonst

allenfalls in ihrer ästhetischen Qualität Relevanz beanspruchen dürfe. Vielmehr wird ihr implizit neuerlich Klassizität zugestanden, allerdings nicht in dem Sinne, dass fertige Antworten vorlägen, derer man sich bedienen könne. Der Wert liegt vielmehr im ernsthaften Bemühen, Befunde und Entwicklungen in ihrer Komplexität angemessen zu durchdringen. Nicht die Übernahme der Antworten, sondern das Ringen um geeignete Methoden, Probleme zu erkennen, anzugehen und zu lösen, lässt ein Anspruchsniveau an gedanklicher Tiefe erkennen, das zu erreichen auch auf der Suche nach Antworten für die Fragen unserer Zeit hilft. Baltrusch hat seine Ausführungen um zehn einschlägige Textauszüge mit Übersetzungen in modernisierter Rechtschreibung ergänzt und damit Anregungen für Unterrichtsvorbereitung und -gestaltung vorgelegt. Die gelegentlich (zu) kolloquiale Sprache („sein Fett abbekommen“) kann die bedenkenswerte Analyse und den praktischen Nutzen in der Sache nicht beeinträchtigen.

Wie erkenntnisfördernd Thesen der antiken Historiographie für das moderne Verständnis geschichtlicher Entwicklungen sein können, macht auch der Berliner Althistoriker Werner Dahlheim in seinem Überblick über den Weg zum Ende der römischen Republik deutlich. Tacitus habe, Sallusts Diagnose weiterführend, den Untergang der alten römischen Ordnung mit den wachsenden Machtmitteln erklärt, die zum Stillen der Gier nach Macht zur Verfügung standen. Es bleibe zu zeigen, worin die Machtmittel bestanden hätten. Dahlheim verweist dafür auf den Wandel der Armee von einer Miliz zu einer professionellen Truppe, die Lohn, Beute und Land nurmehr von ihrem Feldherrn hätte erwarten können. Für ehrgeizige Männer habe so ein Werkzeug bereitgelegt. Erstmals habe Sulla mit einem Bündnis zwischen Soldat und Gene-

ral Axt an die Wurzel der Adelsrepublik gelegt und sei insoweit für Pompeius und Caesar zum Vorbild geworden. Diese seien als Kinder ihrer Zeit von der Existenz des Weltreiches bestimmt gewesen, das das Denken und Handeln des Adels verändert hätte. Die Feldherren seien immer mächtiger geworden und hätten in immer neuen Feldzügen ihre Befehlsgewalt und ihre Rolle als Patrone ihrer Heere zu festigen vermocht.

Station für Station schreitet Dahlheim diese Entwicklung auf der Basis nicht zuletzt eigener, aber im Einzelnen nicht weiter angeführter Forschungen ab und zeichnet so ein Bild vom Untergang der Republik. Dabei kommen Quellen in Übersetzung und mit dem Originaltext in Anmerkungen ausführlich zu Wort. Eine knappe Literaturliste für den Schulgebrauch verzeichnet neben Michael Sommers Überblickswerk „Römische Geschichte“ deutschsprachige Biographien der Protagonisten. Die zupackende und straffe Gedankenführung überblendet in der Quellendokumentation erkennbare Anstöße, die durchaus für weitere Überlegungen hätten genutzt werden können: Wenn Dahlheim (118) beschreibt, wie Caesar mit der Anrede der Soldaten „als ‚Bürger‘ (*Quirites*) statt wie gewohnt als ‚Kameraden‘

(*commilitones*) ... einen Gefühlssturm in den einfachen Männern“ ausgelöst habe, wird er dem vielschichtigen Repertoire des Feldherrn als Redner nicht gerecht, der seine Soldaten nämlich situationsgerecht tatsächlich, wie Dahlheim sagt, als *Quirites* ansprach (Suet. Iul. 70), sich aber ebenso als einer von ihnen zeigen konnte, als er sie explizit nicht bloß „Soldaten“ oder „Männer“, sondern „jovial“ (*blandiore nomine*) „Mitstreiter“ (*commilitones*) nannte (Suet. Iul. 67,2). Wenn Sueton davon noch in seiner Biographie berichten konnte, hatte er entsprechende Beobachtungen (und wohl auch implizite oder explizite Kommentare) in der ihm vorliegenden Tradition gefunden. Ein wichtiger Aspekt geht auch dort verloren, wo Dahlheim auf einer Seite *res publica* einmal mit „Republik“ (zu Suet. Iul. 77), dann aber mit „Staat“ (zu Suet. Iul. 86,2) übersetzt. Die Konfrontation der beiden Stellen zeigt doch vor allem, dass diese beiden beliebten Wiedergaben im Deutschen jeweils unzureichend sind und führt zur wesentlicheren Frage, ob es in der Antike überhaupt einen „Staat“ gegeben habe.<sup>6</sup> Aber auch jenseits solcher grundsätzlichen Erwägungen gerät mit der anachronistisch reduzierenden Übersetzung die Frage aus dem Blick, dass und wie Caesar die



**Odysseus-Verlag**  
 CH-5023 Biberstein  
 hans.widmer@hispeed.ch

**Bonbons (sugarless)**  
 mit 13 latein. Sprichwörtern

**500 Stück € 62,-**  
 inkl. Porto Deutschland  
 Deutsches Konto

überkommene *res publica* für tot erklären und sich selbst als deren neue Erscheinungsform (*corpus ac species*) ausgeben konnte.

Thematisch ähnlich wie andere der Beiträge, in der Darstellung aber anders erörtert der Aachener Althistoriker Klaus Scherberich nach der vorangestellten, Englisch formulierten Doppelfrage „Crisis? What crisis?“ seinerseits das Thema „Sallust und die Krise der Republik“ (131-145). Ganz ohne Anmerkungen und nur mit einer knappen Literaturliste versehen, erscheint sein Vortrag wie eine mit einer aktualisierenden Einleitung versehene Vorlesung. Sallusts Deutung der Krise wird mit den Ansichten in der neueren Forschung zu diesem Problemkomplex konfrontiert.

Der Ansatz des römischen Geschichtsschreibers selbst wird in die historiographische Tradition eingeordnet. Scherberich betont die Zuspitzung auf moralische Fragen, wenn Sallust im Iugurtha die Anmaßungen der römischen Adelschicht vorführt. Außerdem ergänzt er das Bild Sallusts um wichtige Faktoren. Gerne wird man zugestehen, dass deren Voraussetzungen und Interdependenzen hier nicht detailliert dargestellt werden konnten, hätte sich aber gleichwohl zumindest Verweise auf entsprechende Literatur gewünscht. Überraschend erkennt Scherberich dann Augustus das historische Verdienst zu, nach seinem Sieg im Bürgerkrieg einen Ausgleich zwischen seinen Ambitionen und dem Senat gefunden zu haben: Obwohl es diesem um die Macht ging, wurden „gleichsam mehr oder weniger zufällig“ die wichtigsten Krisenfaktoren beseitigt – durch die Monopolisierung des Militärkommandos und die Fähigkeit populäre Gesetze zu erlassen.

Hier wäre daran zu erinnern, dass Augustus nicht nur seine Ambitionen gezügelt, sondern insbesondere die potenzieller Rivalen ent-

schieden eingeschränkt und so die führenden Adligen im Senat erfolgreich in neue Rollen gedrängt hat. Wie dieser Umbau gelingen konnte, erschließt sich wohl selbst dann nicht hinreichend mit dem Instrumentarium der Zeitgenossen, wenn man es nur kritisch um moderne Gesichtspunkte ergänzt. Alternative Möglichkeiten, die Selbstbeschreibung vergangener Gesellschaften für deren Analyse fruchtbar zu machen, hat etwa Aloys Winterling nicht nur theoretisch hergeleitet,<sup>7</sup> sondern auch allgemeinverständlich und exemplarisch in einer Biographie des Kaisers Caligula angewandt.<sup>8</sup>

Der Beitrag des Neuhistorikers Thomas Hertfelder, „Mehr als Babylon Berlin. Was lehrt uns die Republik von Weimar heute?“ (201-231) steht auf den ersten Blick außerhalb der Reihe aller übrigen. Selbst der Name „Babylon“ in der Überschrift verbindet ihn nicht mit den sonst altertumswissenschaftlichen Themen, sondern erscheint in der Übernahme des Titels einer erfolgreichen Fernsehproduktion nur als Chiffre. Hertfelder verteidigt engagiert den Standpunkt, dass man aus der Geschichte für die Gegenwart lernen könne, wenn man die richtigen Fragen stelle. Exemplarisch will er das in fünf Lektionen zur Geschichte der Weimarer Republik dartun, obwohl aktuell – wie er als Ergebnis einer Debatte unter Zeithistorikern festhält – keine „Weimarer Verhältnisse“ herrschten. In dieser Betonung von Distanz und Differenz einerseits und von Verbindungslinien eher in Problemen als in Lösungen andererseits rückt er dann aber doch wieder näher an die Ausführungen zur Antike.

Im Einzelnen präsentiert Hertfelder den Umgang mit dem Foto des Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Badehose als Indiz einer kommunikativen Selbstaufgabe (1), charakte-

riert den Übergang zu Notverordnungen als Verzicht auf die Praxis eines Kompromiss-Parlamentarismus zu Gunsten von Autoritarismus (2), zeichnet nach, wie die Sprache der Gewalt autoritärer Verformung den Weg bereit habe (3), betont, dass das Vertrauen in die öffentliche Ordnung eng mit dem Vertrauen in die Währung zusammenhänge (4), und lobt, dass vielerlei Staatsaufgaben und ihre institutionelle Bewältigung erstmals in der Weimarer Republik realisiert worden seien (5). Die Überlegungen mit knappen Anmerkungen und Bildern münden jeweils in prägnante Zusammenfassungen, die in Merkkästen gesetzt sind.

Mit Hertfelders Überlegungen hat die Oldenburger Reihe ihr Themenspektrum chronologisch entschieden erweitert. Neuerlich sind dann Vorträge aus anderen als kulturwissenschaftlichen Disziplinen im engeren Sinn dazugekommen. Für sie ist eine weitere Publikation im Erscheinen. Das Oldenburger Gymnasium kann man für diese Initiative beglückwünschen. Es bleibt zu hoffen, dass die in vielen Jahren geschaffenen Verbindungen zwischen Schulen, Hochschulen und anderen Wissenschaftszentren weiter gepflegt und ausgebaut werden können, dass solche Anregungen anderswo aufgegriffen werden und dass die Fächer an den Hochschulen die Chancen beherzt ergreifen, ihre Gegenstände zu präsentieren. Dann kann man auf angestaubte betuliche Relevanzbetuerungen verzichten.

#### Literatur:

- Baltrusch, E. (1989): *Regimen morum*, München.  
 Gotter, U. (1996): *Der Diktator ist tot! Politik in Rom zwischen den Iden des März und der Begründung des Zweiten Triumvirats*, Stuttgart.  
 Habicht, Ch. (1990): *Cicero der Politiker*, München.  
 Hölkeskamp, K.-J., Stein-Hölkeskamp, E. (Hrsg.) (2010): *Von Romulus zu Augustus*, 2. Aufl. München.

Reemtsma, J.-Ph. (2020): *Untergang. Eine Fußnote zu Felix Dahn „Kampf um Rom“ (2004)*, in: ders., *Helden und andere Probleme*, Göttingen, S. 55-97.

Schmitt, T. (2017): *Die Polis als Staat*, in: C. Horst, ders. (Hrsg.), *Die antike Stadt: Begriff - Imagination - soziale Realität*, Bremen, S. 9-28.

Winterling, A. (2001): „Staat“, „Gesellschaft“ und politische Integration in der römischen Kaiserzeit, *Klio*, 83, S. 93-112.

Winterling, A. (2014): „Staat“ in der griechisch-römischen Antike?, in: Ch. Lundgreen, (Hrsg.), *Staatlichkeit in Rom? Diskurse und Praxis (in) der römischen Republik*, Stuttgart, S. 249-256.

Winterling, A. (2019): *Caligula*, 2. Aufl., München.

#### Anmerkungen:

- 1) Gotter 1996.
- 2) Hölkeskamp/Stein-Hölkeskamp 2010.
- 3) Habicht 1990, S. 84-104 u. 138-145.
- 4) Vgl. Reemtsma 2020, S. 55-97.
- 5) Baltrusch 1989.
- 6) Zur Kontroverse vgl. Winterling 2014 in Auseinandersetzung mit der Position Christoph Lundgreens in dem von diesem herausgegebenen Sammelband über Staatlichkeit in Rom; außerdem Schmitt 2017.
- 7) Winterling 2001.
- 8) Winterling 2019.

TASSILO SCHMITT

*Schmitt, Arbogast (2023): Ontologie der Antike. Die Frage nach dem Sein bei Parmenides, Hannover, der blaue reiter, 224 S., EUR 44,90 (ISBN: 978-3-933722-85-0).*

Wer heute ein Buch zur antiken Ontologie schreibt, zumal in protreptischer Absicht, sieht sich schnell dem Verdacht ausgesetzt, sich nicht auf der Höhe der Zeit zu befinden. Denn Gegenstand der Ontologie ist das Sein bzw. das Sein der Dinge und dessen Erkennbarkeit. Nicht erst, spätestens aber seit Kant sind wir jedoch darüber aufgeklärt, dass uns weder die Wahrnehmung noch das Denken die Dinge zu erkennen geben, wie sie sind, sondern lediglich,